

Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

Herausgeber: Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz

Band: 22 (1914)

Heft: 13

Artikel: Zum 50 jährigen Jubiläum der Genfer Konvention : die ersten Erfolge der Genfer Konvention : aus einem Manuskript von Henri Dunant

Autor: Dunant, Henri

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-547097>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Rote Kreuz

Schweizerische Halbmonatsschrift

für

Samariterwesen, Krankenpflege und Volksgesundheitspflege.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite		Seite
Zum 50jährigen Jubiläum der Genfer Konvention	193	Teufen; Chur	202
Schweizerischer Samariterbund (Schluß)	197	Vom schweiz. Gemeinnützigen Frauenverein	205
Zentralkurs für Rot-Kreuz-Kolonnen	200	Schweizerischer Samariterbund: Sitzung des Zentralvorstandes	206
Rotes Kreuz und Samariter an der Landesausstellung	201	Delegiertenversammlung des schweiz. Samariterbundes in Bern	206
Delegiertenversammlung des Roten Kreuzes	202	Der Vorstand des Samaritervereins Seewen an die verehrl. Sektionen des Samariterbundes	208
Auß dem Vereinsleben: Delegiertenversammlung des schweiz. Militärjanitätsvereins; Basel;		Briefkasten	208

Zum 50jährigen Jubiläum der Genfer Konvention.

Die ersten Erfolge der Genfer Konvention.

Aus einem Manuskript von Henri Dunant.

In diesen Tagen werden es 50 Jahre her sein, seitdem die zivilisierte Welt sich in der Genfer Konvention eines der schönsten kulturhistorischen Denkmäler gesetzt hat, und so freut es uns, unsern Lesern bei diesem Anlaß durch die verdankenswerte, gütige Vermittlung des Herrn Maurice Dunant aus Genf, Neffe und Testamentvollstrecker des großen Philanthropen Henri Dunant, ein Manuskript des letztern, wenigstens in Bruchstücken an dieser Stelle vorführen zu können.

Einleitend beschreibt Henri Dunant die Schwierigkeiten, welche sich an so vielen Orten dem Vordringen des schönen Werkes entgegenstellten. So klagte der Mitbegründer der Konvention, Herr Gustave Moynier, einmal: „Alles war voll der sentimentalsten Bewunderung über das schöne Werk, aber die meisten sahen darin nur Utopie und schöne Illusion.“ Nur ganz allmählich verschwanden die Vorurteile — fährt Henri Dunant fort — und ich möchte hier nur konstatieren, daß

schon im Deutsch-Oesterreichischen Krieg von 1866 eine gut organisierte Rot-Kreuz-Institution ungeheure Dienste zu leisten imstande war.

Am 18. Juni 1866 erfolgte preußischerseits die Kriegserklärung gegen Oesterreich und sofort begaben sich der Kronprinz Friedrich und Prinz Friedrich Karl auf den Kriegsschauplatz. Alle Dienstzweige waren bis ins einzelne vorbereitet, auch die offizielle, wie die freiwillige Sanitätshilfe, die beide vorzüglich organisiert waren. Bei der Eröffnung der Feindseligkeiten erklärte der König von Preußen (der spätere Kaiser), der die diplomatische Konvention von 1864 unterzeichnet und am 4. Januar 1865 eigenhändig ratifiziert hatte, daß er die Bestimmungen dieser Konvention einhalten werde. Er hat sie auch richtig eingehalten und obgleich Oesterreich seine Zustimmung zur Genfer Konvention noch nicht gegeben hatte, erklärte er des fernern, gegenüber der österreichischen Armee so handeln

zu wollen, wie wenn von deren Regierung diese Zustimmung schon erfolgt wäre. Die internationale Fahne wurde auf allen Spitälern, Lazaretten, Ambulanzen und sonstigen zur Aufnahme von Verwundeten bestimmten Gebäuden gehißt. Die Militärärzte, die Ritter des Johanniterordens, Samariter und Samariterinnen begaben sich, das internationale Armband am linken Arm, auf den Kriegsschauplatz. Es erfolgt der Einmarsch des Kronprinzen in österreichisch Schlesien, wobei sich die Vorzüge des neuen Zündnadelgewehres schon deutlich geltend machten, dann die Besetzung Sachsens und Böhmens durch Prinz Friedrich Karl, die Vereinigung beider Armeen und ihr Vormarsch auf Prag, die Schlachten bei Turnau, Münchengrätz, Nachod und Trautenau. Die Oesterreicher verfügten unter Benedek über ungefähr 360,000 Mann. Dazu kamen noch die Bayern, Württemberger, Badenenser und Heissen-Massauer, die mit Oesterreich verbündet waren und unter dem Kommando von Alexander von Heffen standen. Diese Truppen verfügten über 672 gezogene Geschütze.

Nach dem Gefecht von Trautenau, am 27. Juni, folgte dasjenige von Münchengrätz am 28., auch bei Nachod wurde am 27. gekämpft. Preußische und österreichische Kavallerie ließen nach wütenden Kämpfen einen schrecklichen Haufen von Verwundeten und Verstümmelten auf der Wahlstatt zurück. In den Wäldern von Wenzelsberg sammelten die zu Tode erschöpften Preußen bis Mitternacht eine Anzahl von Verwundeten, ohne jedoch alle auffinden zu können, da sie im Waldesdickicht viel zu weit zerstreut lagen.

In Nachod und Bischofow lagen die Toten und Verwundeten in Haufen übereinander. Unter den Oesterreichern waren ganze Reihen durch das Zündnadelgewehr niedergemäht worden, 225 Offiziere und mehr als 7000 Soldaten, bei den Preußen 60 Offiziere und 1600 Soldaten bedeckten die Stätte des blutigen Kampfes. Während Berlin illumi-

niert wurde, um den Sieg von Nachod zu feiern, hallten im entfernten Böhmen die blutdurchtränkten Felder wieder vom Jammer der verstümmelten Opfer dieser Mezeleien.

Am 28. Juni fanden die blutigen Kämpfe bei Skalitz und Soor statt, am 29. bei Gitschin, wo das Bajonett und der Nahkampf bis Mitternacht ihre Opfer forderten. Krissnitz und die umliegenden Dörfer waren eingäschert, die Bevölkerung hatte sich in den Wäldern, an den unzugänglichsten Orten verkrochen. Da die meisten Brunnen mit Steinen aufgefüllt waren, litten die Truppen an quälendem Durst. Ungeheuer waren die Verluste, welche die Preußen durch die österreichische Artillerie erlitten. In Dilez kämpften diese Preußen Mann an Mann mit den sächsischen Truppen einen erbitterten Kampf. Die Oesterreicher ließen ihre Verwundeten, sowie eine große Zahl von Gefangenen im Stich und verloren, die sächsischen Truppen eingerechnet, 7000 Mann, während die Preußen 1500 Verwundete und Tote auf der Wahlstatt ließen. Die Ermüdung war so groß, daß einige Soldaten vor Erschöpfung starben.

Am Abend des 30. Juni verließ ein Sonderzug Berlin; er bestand aus sieben Wagen mit 80,000 Pfund Spitalmaterial und Lebensmitteln und 75 Fässern Wein u. Er war durch das Zentralkomitee des preußischen Hilfsvereins unter der Leitung von drei seiner Mitglieder nach Böhmen dirigiert worden. Sie kamen am 2. Juli, dem Vorabend der großen Schlacht bei Sadowa (Königsgrätz), in Gitschin an, wo auch König Wilhelm sich befand.

Am 3. Juli standen sich 400,000 Mann gegenüber und am Abend bedeckten an die 40,000 Verwundete und Tote das Schlachtfeld; die heftigsten Kämpfe fanden um das Dorf Mesberitz statt, das mehrfach erobert und wiedergenommen wurde, bis zuletzt die Oesterreicher, auf beiden Flügeln geschlagen und im Zentrum durchbrochen, zurückwichen und so der Sieg zugunsten Preußens entschieden wurde.

Der Sieg der Preußen ist zum großen Teil der Ankunft ihrer aus Schlesien kommenden Armee zu verdanken, die unter dem Kommando des Kronprinzen, durch die Elbe im Norden vom Schlachtfeld getrennt, gerade noch zur rechten Zeit eintraf, trotz sehr schlechter und durch anhaltenden Regen stark aufgeweichter Wege. So gelang es diesem Truppenteil, die erste preussische Armee freizumachen und den entscheidenden Vorstoß gegen das österreichische Zentrum auszuführen.

Nach dieser mörderischen Schlacht sondergleichen, wo die österreichische Armee beinahe alle ihre Verwundeten im Stiche lassen mußte, hieß es, so gut wie möglich die unglücklichen Verwundeten zu suchen, die auf einem gewaltigen, durch Hügel, Schluchten, Sümpfen und Wäldern kupperten Terrain unter den Toten verstreut lagen. Während einerseits die österreichische Artillerie unter den Preußen verheerend gewirkt hatte, waren durch das preussische Büdnadelgewehr auf österreichischer Seite ungeheure Verluste entstanden. Das Bild, das sich infolgedessen der freiwilligen Hilfe darbot, war ein schreckliches. Auf großen Strecken waren die Dörfer verlassen, alle Lebensmittel fehlten vollständig. Viele Verletzte blieben zwei Tage und zwei Nächte ohne Hilfe auf dem Schlachtfeld. Nicht wenige wurden erst am dritten Tag in den von den Eigentümern verlassenem Bauernhäusern gefunden. Dorthin hatten sie sich, von Blutverlusten erschöpft, hingeschleppt und lagen ohne jegliche Lebensmittel, ja, ohne Wasser hilflos da.

Diese mit Blut und Kot bedeckten Verwundeten waren in einem scheußlichen Zustand, denn der Regen dauerte während der ganzen Nacht vom 3. zum 4. Juli an. Die Armee des Prinzen Friedrich Karl hatte zwischen den Wäldern von Sadowa Moslowed, Mokorvus unter dem mörderischen Feuer von mehr als 200 österreichischen Feuereschländen sechs Stunden auf den Befehl zum Vorrücken gewartet. Bei den Wäldern

von Poponitz waren die Preußen durch die sächsische Artillerie in ganzen Reihen niedergemäht worden. Die freiwilligen Helfer mußten in alle diese pfadlosen Wälder dringen, in den Schluchten und Terrainfalten, überall unter den Toten die Verwundeten hervorsuchen.

König Wilhelm gab eigenhändig den freiwilligen Helfern die Weisung, die in Eile improvisierten Spitäler in der Nähe von Gitschin, Nachod und Trautenau zu verproviantieren. In all den Wirrnissen dieser schweren Tage verkehrte dieser Monarch äußerst liebenswürdig mit den Komiteemitgliedern der freiwilligen Hilfe, suchte sie auf dem Schlachtfeld selber auf und setzte dieses Entgegenkommen während des ganzen Feldzuges fort.

Ein Hilfszug aus Berlin, der am 1. Juli abging und dem noch andere folgten, verproviantierte ein großes Krankendepot in Turnau. Am 6. Juli brachte ein Hilfszug unter anderm 8000 Pfund Eis, am 8. ein weiterer ebenfalls Eis und Chloroform in das Spital in Königinhof. Vom 8.—15. Juli gingen täglich Züge mit Erfrischungen und allerlei Hilfsmitteln ab; ja, am 15. brachte ein solcher gar 200,000 Pfund verschiedener Lebensmittel.

Auf diese Weise ließ das Berliner Komitee 70 Hilfszüge abgehen. Die Zahl der Wagen bewegte sich zwischen 12 und 26. Der Mittelwert eines solchen Zuges betrug 150,000 bis 200,000 Franken. Einige führten Waren im Betrag von 300,000 Franken mit, als Lingen, Verbandzeug, Medikamente, Tabak, Spirituosen, Desinfektionsmittel usw. — Auf dem Kriegsschauplatz selber wurden eine Menge von Materialdepots errichtet, in ihnen wurde bald alles Nötige aufgespeichert, um die in den vorderen Linien errichteten Ambulanzen mit Ersatz zu versehen. Von da aus wurden denn auch den Verwundeten die nötige Hilfeleistung gebracht.

Trotz aller Vorsichtsmaßregeln erlitten diese

Hilfszüge durch die Versperrung der Bahnlinien oft bedenkliche Verspätungen, trotzdem die Bahnverwaltungen ihr möglichstes taten, um die Hindernisse zu heben. Aber oft fanden diese Züge aufgerissene Schienenstränge. Die Delegierten des Hilfskomitees mußten dann in solchen Fällen ihre Zuflucht zu Requisitionsfuhrwerken nehmen. Auch die Königin von Preußen leistete tüchtige Mithilfe; als die Bahnlinie zwischen Dresden und Prag unterbrochen war und der Transport auf der Elbe wegen der von den Sachsen besetzten Festung Königstein nicht ausgeführt werden konnte, stellte sie den Hilfsleistenden 60 Pferde und 30 Fuhrwerke zur Verfügung. Auch der Johanniterorden unterstützte die Abgesandten der Hilfsgesellschaften durch Fuhrwerke; überhaupt waren fast alle Johanniter freiwillige Krankenpfleger geworden. Der eine von ihnen, der Prinz von Pleß, kommandierte die freiwilligen Samariter des zweiten Korps; sowohl in Sadowa als auch in Nachod half er Tag und Nacht bei der Sammlung der Verwundeten, als leuchtendes Beispiel der Aufopferung und Nächstenliebe. Im allgemeinen hatten die Johanniter hauptsächlich die jungen Mitglieder der freiwilligen Hilfe unter sich.

Die Zivilärzte ordneten sich freiwillig unter die Leitung des Armeearztes, arbeiteten während des ganzen Krieges in den Spitälern und waren gleichgestellt wie die Militärärzte.

Zahlreiche Studenten im Alter von 15 bis 20 Jahren ließen sich für diesen menschenfreundlichen Kreuzzug anwerben, wohl wurden ihnen die Reisekosten vergütet, ihren Dienst aber besorgten sie unentgeltlich. Obwohl sie eigentlich nur für den Dienst in den hintern Linien bestimmt waren, halfen sie mit Begeisterung auf dem Schlachtfeld selbst mit, und zwar während des Gefechtes selbst, und arbeiteten erst noch die Nacht hindurch und den folgenden Tag, ein lebendiger Beweis, daß die Frucht der Genfer Konvention keine Utopie war. Viele von diesen Samaritern

gehörten den besten preußischen Familien an, setzten ihre ganze Persönlichkeit für die gute Sache ein und zogen ohne Anspruch auf irgendwelche Anerkennung mit den vom Hilfsverein organisierten Expeditionen auf den Kriegsschauplatz. In Horgitz, wo in einem großen Stadthaus ein Spital errichtet war, sah man die Johanniterritter, an der Spitze den Baron Heinrich von Luck, mit der Spitalschürze angetan, selbst eifrig Hand anlegen. In diesem Spital wurde übrigens der schwerverwundete österreichische Prinz Windischgrätz bis zu seinem Tode verpflegt.

Von Breslau aus verreiste Dr. Hulwa anfangs Juli an der Spitze einer etwa 60köpfigen Studentenschar nach Böhmen. Alle trugen bei ihrer Abreise nach Vorschrift das internationale weiße Armband mit dem roten Kreuz. Ja, der eine trug eine internationale Fahne voran und ein Großteil der Bevölkerung gab ihnen das Geleit bis vor die Stadt, so groß war die Begeisterung für diese Opferwilligkeit. Diese jungen Leute trafen dann mit den vom Zentralkomitee in Berlin entsandten Ärzten und den Johannitern in Böhmen zusammen und zeichneten sich sowohl durch Eifer als auch durch vorzügliche Leistungen aus.

So traf diese Schar nicht weit von Königgrätz in einer versteckten Richtung des dunkelsten Horwitzerwaldes 383 sterbende Österreicher, die seit zwei Tagen verlassen, ohne ärztliche Hilfe, ohne Nahrung dalagen und nicht einmal imstande waren, sich gegenseitig die geringste Hilfe zu leisten. In dieser kurzen Zeit waren weitere 800 unter schrecklichen Martern, in der Angst der Verlassenheit, unter Hunger und Durst elend zugrunde gegangen.

Ungeachtet dieser Tatsachen werden diejenigen wohl verstummen müssen, die die freiwillige Hilfe als etwas Unnützes betrachten, ja, diese Vorkommnisse sind so recht dazu angetan, den Nutzen der Freiwilligkeit und der Forderung, daß die Hilfsleistenden

als neutrale Personen zu betrachten seien, recht deutlich zu illustrieren. Denn, wenn Oesterreich vor dem Krieg der Konvention beigetreten wäre, so würden die österreichischen Aerzte den Rückzug ihrer Truppen nicht mitgemacht haben, sondern hätten wohl ihren eigenen Leuten Hilfe leisten können. Leider aber hatten diese Aerzte keine Ahnung von der Proklamation des Preußenkönigs, der erklärt hatte, die Oesterreicher gerade so behandeln zu wollen, als ob sie der Konvention schon beigetreten wären. (Auch im deutsch-französischen Krieg 1870/71 hatte man es in Frankreich vernachlässigt, der Armee von den Satzungen der Genfer Konvention Kenntnis zu geben, und doch war Napoleon III der erste gewesen, der die Konvention am 22. September 1864 unterschrieben hatte, die meisten Generale aber und beinahe alle französischen Offiziere hatten keine Kenntnis von der Konvention und ihrer Bedeutung, wodurch unnötige Missetzelei und großes Unglück verursacht wurde.)

Bei seiner Ankunft in Trautenau ließ das Breslauer Samariterkorps in den Ambulanzen dieser Ortschaft ein kleines Detachement zurück. Die andern setzten ihren Weg zu Fuß nach Königinhof fort. Am gleichen Abend machte sich dieses Korps in zwei Abteilungen, die von je einem Arzte dirigiert waren, an die Arbeit und unterstützte die freiwillige Berliner

Kolonnie in wirksamer Weise. Diese letztere war schon früher auf dem Platz erschienen und schon seit dem Tag von Sadowa in Tätigkeit.

Die zweite Armee hatte, vom Nordwesten herkommend, die Dörfer Horenoves, Benatof, Masloved, Lipa und Chlum passiert. Dieser ganze Teil des Schlachtfeldes mit seinen Häusern, Scheunen, Wäldern, Schluchten und Engpässen war in ein großes chirurgisches Spital umgewandelt. Die Verwundeten lagen, in ihren Mänteln eingehüllt, auf bloßem Feld; die Wunden waren nicht verbunden, unbedeckt, sehr oft brandig, nicht selten mit Würmern bedeckt, Hunger und Durst waren die Qualgeister der Unglücklichen. Längs der Bistritz hatten die Ambulanzen der ersten Armee den Truppen, die während fünf Stunden unausgesetzt im Feuer gestanden hatten, Hilfe gebracht.

Dr. Vöfler, Chefarzt der preußischen Armee, derselbe, der in so hervorragender Weise am Zustandekommen der freiwilligen Hilfsaktion in Berlin und an der Genfer Konvention teilgenommen hatte, schrieb damals: „Der Wald von Lipa barg eine solche Unmasse von unglücklichen Verletzten und Sterbenden, daß die bloße Erinnerung daran alle die erschauern läßt, die dieses entsetzliche Bild gesehen haben.“

(Fortsetzung folgt.)

Schweizerischer Samariterbund.

Auszug aus dem Jahresbericht pro 1913.

(Schluß.)

Aus den Sektionen.

(Nach einem abgehaltenen Gespräch.)

Es war ein prächtiger Märztag voll Sonnenschein. Ein warmes Lüftchen, das die Haselbüßeli und Weidenkätzchen koste, lockte an diesem Sonntag alles, was gehen konnte, hinaus in die erwachende Frühlingswelt. Dabei waren auch zwei Samariter vom Samariterverein Goldbach. Sie sprachen eifrig über die nächste

Uebung. Hans Meier, der Präsident des Vereins, und Werner Fix, der Hilfslehrer. Sie waren nicht nur gute Samariter geworden, sondern auch gute Freunde, die sich gelegentlich gern unterhielten über die Arbeiten, die andere Vereine im Schweizerlande herum geleistet.

„Es ist ein erfreuliches Zeichen“, hub Meier an, „daß sogar im entlegensten Tal,